

La condition humaine – ma condition

Durchs Leben gequält, eine Last, eine Schuld auf den Schultern, undefiniert und ohne Namen, eine Scham bis auf die Knochen, zweiter Klasse sein, nie rechtens sein, Tendenz, sich zu verstecken, um Verzeihung zu bitten, sich möglichst unsichtbar machend, sich duckend, vor eventuellen Schlägen ausweichend, sich durch die Ecken, durch die Winkel drückend statt aufrecht, der eigenen Lebenskraft gewiss, ins Leben zu gehen.

„Verk.-Ing.“ – Berufsbezeichnung meines Vaters – stand so auf den Briefumschlägen, von mir interpretiert als Verkehrsingenieur, was ich in der Schule so angab. Tatsächlich Verkaufsingenieur, eine Phantasiebezeichnung, die sich mein Vater zugelegt hatte. Das ist nun nicht harmlos.

Statt gerade ins Leben zu gehen, aufrecht, im Bewusstsein der eigenen Lebenskraft, von vornherein gebrochen, korrumpt, kryptisch, sich entschuldigend, symptomatisch: Verk.-Ing. als Fassade, als Bühnenvorhang, die Kulisse wird sichtbar, das Kind fühlt sich bemüßigt, sich dafür zu entschuldigen, für diesen Zwiespalt, den es im Innersten spürt, aber an dem es nicht schuld ist, geht hin, korrigiert, entschuldigt sich, und statt angenommen zu werden, wird dieses Kind verlacht und ausgeschlossen, ein ausschließendes Lachen, und somit in den Zwiespalt zurückgestoßen.

Peinlichkeit und Scham bleiben auf Seiten des Kindes, das – und das ist das Verhängnisvolle – weiß letztendlich nichts davon, was ihm da aufgeladen wird. Die Last hat keinen Namen, und wo keine Diagnose, da keine Therapie. So ist es blind und rennt blind weiter ins Unglück.

Ich habe mir immer gewünscht, einen Vater mit einer definierten Berufsbezeichnung zu haben, und nicht mit einer ungefähren, unfassbaren wie „Verk.-Ing.“ Andere hatten Väter, die waren Arzt oder Rechtsanwalt. Aber es ging nicht um eine soziale Abstufung, es ging einfach um eine Definition. Wenn mein Vater Kioskbetreiber gewesen wäre oder Pommesbräter, dann wäre es schon gut gewesen.

Als in unserer Klasse mal wieder nach den Berufen der Väter gefragt wurde, stand mein Freund Wolfgang Krott auf, stand da kerzengerade und sagte stolz: „Mein Vater ist Meister für die Vorbereitung.“ (Wolfgangs

Papa arbeitete in der Textilindustrie). Ich habe mir gesagt: „Wie schön muss es sein, einen solchen Vater zu haben mit einem definierten Beruf“.

Stichwort: Volljährigkeit, Fluchtversuche, Ausziehen aus dem Elternhaus: Das ging nicht, ich konnte meine Eltern nicht überfordern, musste sie meiner Treue versichern, da meine Schwester schon ihr eigenes Leben führte, und wenn ich sie jetzt verlassen hätte, dann hatte ich die Befürchtung, sie zu überfordern, und sie würden endgültig zusammenbrechen. So konnte ich nicht ausziehen und mein eigenes Leben führen, das noch über die Tatsache hinaus, dass mir eben die Ermächtigung dazu fehlte. Hinterher wird man deswegen veracht. Und meine Schwester weiß das wohl gar nicht – und wenn sie es wüsste, sie wäre mir deswegen nicht dankbar.

Am 8. Mai 1945 wurden Deutschland, Europa und die Welt von der Naziherrschaft befreit. Das galt für Deutschland, für Europa und die Welt. Das galt aber nicht für alle Familien in Deutschland und galt insbesondere nicht für eine kleine Familie, die in einem idyllischen Hause mit großem Garten in einer Gartenstadt mit Namen Beverau am Rande der Stadt Aachen lebte. Aachen ist die am westlichsten gelegene Großstadt der Bundesrepublik, die erste Großstadt, die von der Naziherrschaft befreit wurde. Am 12. September 1944 erreichten amerikanische Truppen – vom Hürtgenwald herkommend – die Dorfgrenze von Roetgen. Der Weg nach Aachen über die „Himmelsleiter“ und die Monschauer Straße war frei. Marlene Dietrich motivierte die vorrückenden amerikanischen Einheiten mit ihren Liedern im Dezember 1944 in Stolberg, gab einem verwundeten amerikanischen Soldaten ein Autogramm.

Unser Vater spielte Geige – voller Hingabe, voller Sehnsucht. Im Grunde genommen war er ein Fiedler, wie unsere Mutter es nannte, der kaum Noten lesen konnte und der in der Jugend nur wenige Geigenstunden hatte genießen dürfen, sich vieles selber beigebracht hatte. Die Geige ist ein ausgesprochen praktisches Instrument, sie ist klein und leicht, passt in einen kleinen hölzernen Kasten: ausgepackt, unters Kinn gesteckt, und schon geht's los. Unser Vater liebte die theatralische Pose und das konnte er auch. Sein Lieblingslied war „Ich bin nur ein armer Wandergesell“, was ja nun ein außergewöhnlicher Schmachtfetzen ist.

Dieses Lied hat einen traurigen, tragischen Hintergrund, von dem meine Schwester und ich erst viel später erfuhren. Unser Vater konnte auch einem Sägeblatt Geigentöne entlocken. Sein Geigenspiel war in Aachen bekannt – unser Vater trug den Ehrentitel „Zigeunergeiger“, dieser verliehen durch Ferdi Kicken, Chef einer großen Baustoffhandlung in Aachen und Vater von Rudi Kicken, der später Photogalerist wurde, Rudi Kicken, zeitweiliger Gefährte meiner Schwester Ursula.

Meine Schwester und ich sind in einem riesigen Garten, so groß erschien er uns jedenfalls in unserer Kinderzeit, einem Refugium, aufgewachsen.

Mein Vater stammt aus Neustrelitz in Mecklenburg, musste im September 1945 fliehen. Die Flucht führte ihn Ende September 1945 zunächst nach Stolberg, wo er unsere spätere Mutter kennenlernte. Mit ihr baute er in Aachen ein neues Leben auf.

Von Neustrelitz, von seinem früheren Leben, erzählte er niemandem etwas – nur manchmal, dann ...

Unser Vater war ein hochmusikalischer, sehr sehnüchiger Mensch. Ich kann mich an diese Begebenheiten genau erinnern: es war immer die gleiche Stunde, Samstagnachmittag, wenn die Dämmerung hereinfiel und die Gartenarbeit getan war und wir beide – ich, kleiner Kerl an seiner Seite – aus der Tiefe des Gartens, wie es mir damals erschien, zum Hause gingen. Das Licht leuchtete warm aus dem Keller, das Feuer im Ofen brannte, das erste Bier war eingeschenkt, der Würfelbecher ausgepackt (unser lieber Nachbar, Herr Feuerriegel, hatte für alles gesorgt), die ersten Geschichten wurden erzählt.



Kinderfoto Gisela Tabbert (rechts) mit Freundin Barbara Gosch.

Unser Vater hielt unter dem alten Birnbaum inne und flüsterte mir diesen Namen zu, ganz leise: „Neustrelitz“. Er stand mir gegenüber, beugte sich halbschräg vor, etwas ungelenk, und sprach diesen Namen verhalten – ja andächtig – aus, wie etwas Heiliges, Großes, Geheimnisvolles, und um diesem eine wie beiläufige Wendung zu geben, sorgte unser Vater immer dafür, dass er gleichzeitig mit etwas anderem beschäftigt zu sein schien. Dass sich mit dem Namen „Neustrelitz“ ein schreckliches Geheimnis verbinden sollte habe ich damals als kleiner Bub schon geahnt, den Namen still in meinem Herzen bewahrt, bis er dann mit der Zeit einen magischen Klang annahm.

Als ich im Juli 1999 die Stadt Neustrelitz zum ersten Male besuchte, war sie mir einerseits gleich vertraut – ich habe alle Stätten des Geschehens intuitiv, ohne Erklärung, wie auf Schienen gezogen, ohne zu suchen aufgefunden. Andererseits konnte ich mir nicht vorstellen, dass diese Stadt in Wirklichkeit auf unserem Planeten existieren sollte, so fern schien sie mir noch aus den Andeutungen unseres Vaters. Und so war ich auch nicht erstaunt, die Schauplätze des grauenhaften Geschehens vom Mai 1945 in unmittelbarer Nähe mühelos zu finden: die Augustastraße 22, die gegenüberliegende Kaserne und den Glambecker See.

Unser Vater war einer der beiden letzten kommandierenden Offiziere (Fritz Radloff und Hänschen Richter) im Kampf um Berlin und hat das zusammenbrechende tausendjährige Reich in den Kellergewölben des Reichstagsgebäudes, noch immer an den „Endsieg“ glaubend, verteidigt, als die darüberliegenden Geschosse schon von russischen Truppen eingenommen waren.

Neustrelitz

Ende April 1945 hatten russische Truppen Mecklenburg eingenommen, auch die Stadt Neustrelitz. Viele Neustrelitzer Bürger flohen vor den anrückenden „Russen“ in die umliegenden Wälder. Darunter war auch die Familie Tabbert mit einem Fuhrwerk, die Eltern Arthur und Ella Tabbert mit ihren Töchtern – Gertrud, vierundzwanzig Jahre jung,

die kurz vor der Entbindung stand, und die achtzehnjährige Schwester Gisela. Nach einer gewissen Zeit kehrten manche, so auch die Familie Tabbert, in die Stadt zurück – eine verhängnisvolle Fehlentscheidung, denn sie wurden von russischen Soldaten aufgegriffen. Gisela, die kleine Schwägerin meines Vaters, wurde von russischen Soldaten durch die ihrem Elternhause gegenüberliegende Kaserne geschleift und mehrfach geschändet.

„Das geschah am 30. April, als beteiligte Einheiten der Roten Armee Neustrelitz besetzten. Es waren Teile der 38. Garde Schützendivision (Gen-Maj. Solowjew), das 8. Mechanische Korps (Gen-Maj. Firsowitsch) mit seinen Einheiten: 66. Mechanische Brigade, 67. Mechanische Brigade (Oberst Gorbenkow), 68. Mechanische Brigade (Oberstlt. Rasin) und die 116. Panzerbrigade, deren Kommandeure die Verantwortung für die völkerrechtswidrigen und nicht geahndeten Ausschreitungen tragen.“¹

Gisela hat sich am 1. Mai 1945 in der elterlichen Wohnung in der Augustastraße vergiftet. Die übrig gebliebene Familie, Vater Arthur Tabbert, Mutter Ella Tabbert und Tochter Gertrud beschlossen, ebenfalls den Freitod zu suchen. Ursprünglich wollte der Familienvater Arthur seine Frau und seine hochschwangere Tochter im Hofe des Hauses Augustastraße 22 erschießen. Der bereits erhobene Arm sank herab. Die drei sind am gleichen Tage gegen Mittag in den Glambecker See gegangen (die Wassertemperaturen sind Anfang Mai noch eisig). Sie banden sich Ziegelsteine um den Bauch, um sicher unterzugehen. Vater Arthur Tabbert und die hochschwangere Gertrud ertranken, Mutter Ella wurde gerettet. Ihr Selbstmordversuch war fehlgeschlagen. Man erzählte, sie sei so dick gewesen, dass sie nicht untergegangen sei. Gertrud Tabbert, bei ihrem Tode keine fünfundzwanzig Jahre alt, war mit dem Oberleutnant Fritz Radloff verheiratet. Den Tod ihres Mannes und ihrer Töchter Gertrud und Gisela hat Ella Tabbert beim Standesamt Neustrelitz selbst angezeigt.

Unser Vater hat sich nach Ende der Kampfhandlungen zu Fuß von Berlin nach Neustrelitz (114,5 Kilometer, B 96) durch alle Fronten

¹ Berit Olschewski: „Freunde“ im Feindesland. Rote Armee und deutsche Nachkriegsgesellschaft im ehemaligen Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz 1945–1953. Berliner Wissenschaftsverlag: Berlin, 2009.



Neustrelitz Glambecker See.

durchgeschlagen, wobei ihm mehrmals Gefangennahme und Tod drohten, kam schließlich nach Neustrelitz in der frohen Erwartung, von seiner jungen Frau in die Arme geschlossen zu werden. Angekommen vor dem Hause war alles still. Er stand da, eine Gardine bewegte sich, ein Fenster ging auf, und er musste von einem mürrischen Nachbarn erfahren, dass es niemanden mehr gebe, bis auf seine Schwiegermutter. Ella Tabbert hat nach 1945 den Fleischerladen in der Augustastraße 22 mit Hilfe ihres Schwiegersohnes weitergeführt. Fritz Radloff hat in dieser Zeit als Metzger gearbeitet, was ich mir schlechterdings nicht vorstellen kann. Ella Tabbert starb fast vierundsiebzigjährig am 2. August 1974.

Fritz Radloff floh erst in den Westen, nachdem am 23. August 1945 der Glambecker See den Leichnam seiner Frau freigegeben hatte. Dita Keske, seine Jugendfreundin, sprach zu ihm: „Fritzing, Du mußt jetzt gehen!“

Ich habe von diesen Ereignissen erst 1989 nach dem Tode unseres Vaters erfahren, als wir sein Tagebuch fanden. Meine Schwester wusste es von ihrer Großmutter, die es ihr anvertraut hatte, lange vor mir. Meine Schwester hatte dieses Wissen als Geheimnis für sich bewahrt.

Mein Vater

Mein Vater war verschlossen, cholerisch und gewalttätig. Meine Schwester Ursula und ich, aber besonders ich als sein Sohn, waren der Willkür und der Brutalität eines durch zehnjährigen Militärdienst und sechs Jahre Krieg verrohten Menschen wehrlos ausgeliefert. Mein Vater war für uns Kinder und für seine Frau, unsere Mutter, vor allem eins: Opfer, den wir einerseits schonen und andererseits ständig loben mussten. Er war nicht im Geringsten belastbar. Er war von unberechenbarem Temperament, hatte sich nicht unter Kontrolle, schlug vor allem mich, seinen Sohn. Meine Schwester und ich mussten unseren Vater ständig loben, ständig heißt: den ganzen Tag, ohne Unterlass, z.B. seine Fahrkünste preisen. Wir Kinder mussten die Eltern stabilisieren und nicht umgekehrt. Dabei war unser Vater nie stabil. Über der Familie schwebte in den Anfangsjahren ständig seine Suiziddrohung, bis unsere Mutter einmal sagte: „Wenn es nicht anders geht, dann... wir schaffen es schon allein“.

Erziehung oder Dressur

Meine Schwester und ich wurden als Kinder geradezu dressiert. Bei Tisch hatten wir aufrecht zu sitzen, „Kreuz gerade!“ „Kreuz durchdrücken!“ Wir hatten still zu sein, beide Hände auf dem Tisch, rechts und links neben dem Besteck, die Hände zu Fäusten, die Daumen eingerollt. So mussten wir das sitzen.



Dressur.

Umstürzende Tische

So sind wir – äußerlich unter idyllischen Bedingungen – verwunschenes, efeubewachsenes Haus im Grünen, in einer „Gartenstadt“, der Beverau, in einer Atmosphäre der Gewalt aufgewachsen. Besonders sonntags waren die Wutanfälle meines Vaters gefürchtet: Er brachte es fertig, beim Frühstück ein komplettes Butterpaket an die Wand zu werfen. Es folgten gefüllte Teller, die Wut steigerte sich noch, kannte schier keine Grenzen, der komplette Esstisch wurde umgeworfen. Wir Kinder entwickelten mit der Zeit einige Routine: Wenn das Unheil zu eskalieren drohte, nahmen Ursula und ich unsere Teller hoch, flog der Tisch um, wurde er von unserer Mutter wieder aufgerichtet, Ursula und ich nahmen unsere Teller wieder runter und aßen weiter, dabei auf Scherben und Splitter achtgebend.

Autofahrt in die Eifel

Das war aber noch nicht das Ende aller Schrecken. Man kann sich vorstellen, dass unsere Mutter „not amused“ war – sie sagte aber kein Wort. Wir beiden Kinder – Ursula ca. fünf Jahre alt, ich drei Jahre älter – wurden von unserem Vater in den DKW gepackt. Er fuhr schweigend mit uns los in die Eifel – über Stunden kein Wort – bedrohliche Stille, wir beiden zu Salzsäulen erstarrt auf der Hinterbank. Im Nachhinein denke ich, oder fürchte ich, dass er damals auch an „erweiterten Suizid“ dachte – wie man es heute nennt.

Irgendwann, schon weit hinter Kall, in den Tiefen der Eifel – die Straßen waren damals wenig befahren – erwachte unser Vater aus seiner Erstarrung und erinnerte sich, dass da noch seine beiden Kinder auf der Rückbank saßen. Wir kehrten um, fuhren in Richtung Monschau, wo man damals noch mitten hinein in die kleine Stadt fahren konnte, parkten auf dem Marktplatz, gingen in die „Alte Herrlichkeit“ und aßen „Monschauer Düttchen“, mit Sahne gefüllte Waffelhörnchen, die es nur in der „Alten Herrlichkeit“ gab und die meine kleine Schwester Ursula so liebte – Schalter umgelegt, Stimmung plötzlich gelöst, unser Vater ein

Bier und einen Cognac –, dann fuhren wir über die B258 nach Aachen zurück.

Leben in Angst – Lebensangst

Meine Schwester und ich führten ein Leben in Angst. So ging das über Jahre – Zeit genug für die Angst, sich fest in den Herzen und Seelen der beiden Kinder, die um den runden Tisch saßen, zu fixieren. Meine Schwester hat in ihrer Kindheit sehr gelitten, und ich habe gelitten, aber jeder leidet für sich allein und man kann sich kaum in den anderen hineindenken, so nah man sich einander auch ist. Deshalb kann ich in der Folge nur für mich sprechen.

Es gab auch Elemente, die mir Widerstandskraft gaben und die mir halfen, die Zumutungen dieser Kindheit zu überstehen, zwei Kraftquellen: den großen Garten auf der Beverau und die Person meines Großvaters mütterlicherseits, Heinrich Bücken.

Es begab sich nach Mutters Tod, dass meine Schwester Ursula und ich mit Maria, meiner damaligen Frau, und den Kindern in entspannter Runde im Wohnzimmer des Hauses in der Bonner Lilienthalstraße 17 saßen, als meine Schwester sich an mich wandte und zu mir die Worte sprach:

„Du hast weniger Lebensangst als ich“

Mein Großvater

Mein Großvater, Heinrich Bücken – der Vater meiner Mutter – war ein groß gewachsener, sehr stattlicher und stets korrekt gekleideter Mann: Dreiteiler, schwarze hohe Schuhe, Gamaschen, Taschenuhr, goldene Uhrkette. Und er war vor allem gütig.

Mein Großvater war ein selbstbewußter, Zeit seines Lebens selbstständig gewesener Metzgermeister, der sehr aufrechten Ganges durchs Leben schritt und sich vor niemandem fürchtete. Ich war nun sein erst-



Mein Großvater.

geborener Enkelsohn und hatte ihn in meiner frühen Kindheit für mich allein, exklusiv, ein unschätzbares Privileg. Mein Großvater führte früh sein eigenes Geschäft am Adalbertsteinweg 81, kaufte das Haus Adalbertsteinweg 85, baute dieses Haus aufwändig um, fuhr schon in den späten 20er Jahren einen achtsitzigen Opel, zudem baute er mehrere Häuser: In der Kühlwetterstraße ein großes Mietshaus, eines in der Erzbergerallee 57, wofür er sich einen renommierten Architekten nahm, Herrn Bachmann. Dieser hat z.B. die Schirmfabrik Brauer in der Jülicher Straße errichtet und baute nach dem Krieg das Haus in der

Jakobstraße 89 wieder auf. Unser Großvater kam oft und gerne zu uns in die Erzbergerallee. Abends setzte er sich hinters Haus auf die Bank,



Achtsitziger Opel.